

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Dienstag, 20. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery H. Gulden

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Lärm erfüllte das kleine russische Restaurant, in dem Alexander jetzt als Kellner angestellt war. Die jungen Musiker tobten förmlich auf den Balalaikas. Einer schlug auf das Tamburin ein. Dann glitt er sanft in eine schwermütige Melodie, die anderen wiederholten sie im Chor. Die Wände wichen. Steppen dehnten sich. Weite Flußlandschaften. Die Gäste starrten in fremde Fernen. Da waren vornehme alte Herren, Frauen mit dunklen Scheiteln und alten Schmucksachen, denen man es ansah, daß es Andenken waren, die man in zager Liebe durch vieles Geschehen gerettet hatte. Die Stimmung, eine Mischung von stolzer Erinnerung, Trauer und mühsam erworbener Resignation schwand wieder, als der Tamburinschläger mit einem wilden Satz vom Podium sprang und zu tanzen begann. Er schrie, stampfte die Hacken auf den Boden. Die anderen feuerten ihn an. Klatschten in die Hände. Der Tänzer zeigte eine Reihe blinder Zähne, das schwarze Haar flog um sein slawisches Gesicht. Eine Raserei ergriff alle, bis er geendet hatte und man sich gestittet wieder dem Essen und dem Wodka zuwandte.

Alexander ging mit Schüsseln und Gläsern durch die engen Stuhlreihen.

„Ich bitte sehr, — bitte sofort.“

Seine weiche Stimme klang überall. Die Spuren vieler Nächte in Rauch und Lärm waren auf seinem Gesicht. Alexander hatte längst gelernt, alles mit Gleichmut zu ertragen. Ja, oft hatte er gedacht: Ich muß wohl zum Dienen geboren sein, gar so fehl am Ort bin ich nicht einmal. Und er zog Parallelen zwischen damals und heute. Um seinen schmalen feinen Mund lag dabei ein leises Lächeln, von dem seine Augen nichts wußten. Da waren viele Frauen, die begehrtlich zu ihm hinsahen, die gern ein paar Worte mit ihm wechselten und die wegen jeder Kleinigkeit nach ihm riefen.

„Alexej — Alexej!“

„Bitte, sofort.“

Er brachte das Verlangte. Irgendeine interessante Frau zog ihn ins Gespräch. Man bot ihm auch wohl einen Wodka oder ein Glas Champagner an.

„Ja, das waren Zeiten“, sagten die, die ihn noch von Petersburg kannten. Alexander, der alle Sentimentalitäten gleich lästigen Ballast von sich getan hatte, schlug dann unwillkürlich die Hacken zusammen und verneigte sich vor den Damen:

„Auf ihr Wohl, meine Gnädige.“

Oh, ja, dieser Kellner Alexander wußte, was sich gehörte, und es gab nicht wenige, die nur seinetwegen in das Lokal kamen.

„Alexej!“

Sein Kollege, ein kleiner Mensch mit einem kaltsüdtengesicht, rief ihn.

„Alexej, der Patron fragt nach dir, — Gäste.“ Alexander lief nach vorn.

Der Wirt bemühte sich, einer eleganten Gesellschaft Plätze anzuweisen. Ein paar Herren begrüßten Alexander freundlich, Damen in großer Abendtoilette lachten ihn an.

Alexander küßte ihnen die Hand und half ihnen, die Pelze abzulegen. Auf einmal sah er — das war doch — ja, natürlich, das war Frau Donovan.

Gilda Donovan wurde rot, und ihre Unsicherheit teilte sich für Sekunden Alexander mit.

„Sind Sie jetzt hier?“

Und Alexander antwortete auf diese überflüssige Frage, die aus einer gewissen Verlegenheit entstanden war, ganz ernsthaft:

„Zawohl, gnädige Frau, ich bin hier.“

Dann mußten sie beide ein wenig lachen, aber sie wurden gleich wieder ernst. Gemeinsame Erinnerung verknüpfte ihre Gedanken.

„Wie geht es Herrn Rouff?“, fragte Gilda. Sie konnte es nicht verhindern, daß der Name in ihrem Munde einen zärtlichen Klang erhielt.

„Ich bin schon sehr lange von ihm fort“, antwortete Alexander. Dann wandte er sich ab, um die Bestellungen entgegenzunehmen.

Gilda Donovan saß still zwischen den andern, die in lustiger Stimmung waren und den Musikern ihre Wünsche zuriefen. Sie hatte oft an Thomas Rouff gedacht. Immer wieder. Seit der ersten Begegnung damals, als er mit Fräulein Vinter durch die Felder ging, hatte sie an ihn denken müssen. Und mehr noch nach diesem Fest. Wie lange war das her? Herr Donovan war inzwischen gestorben. Er hatte keinen leichten Tod gehabt. Mit der Qual seines Leidens war seine ruhige Güte gewichen. Haß auf alles Lebende, Eiferhuch auf Unbekanntes hatte ihn verzehrt. Er war zu einem hämischen, nörgelnden Kranken geworden, von dessen Lager Gilda sich kaum noch rühren konnte. Nun hatte er Frieden und diese Ehe voll Entbehrungen verbläute schneller, als Gilda je gedacht hätte. Ein beglückendes Gefühl der Freiheit gewann siegreich Raum. Und Wünsche kamen. Zwecklose, törichte Wünsche, die sich in einsamen Stunden zu dem Namen „Thomas Rouff“ geformt hatten. Und nun war plötzlich eine Verbindung da.

Alexander prüfte in der Küche die Schüsseln, und ein beinahe an Frohsinn grenzendes Gefühl kam in ihm auf im Gedanken an die verehrte Frau, für die er nichts tun konnte, als ein paar Salatblätter gefälliger um den Rand der kalten Platte zu ordnen.

Gilda Donovan aber wartete auf eine Gelegenheit, ihn nochmals zu sprechen. Es war spät in der Nacht, als dieser Wunsch in Erfüllung ging.

„Haben Sie nie mehr von Herrn Rouff gehört?“, fragte Gilda. „Um die Wahrheit zu sagen, ich mache mir Sorgen um ihn.“

„Ich verstehe das, gnädige Frau“, sagte Alexander. Die Wärme, die im Ton dieser wenigen Worte lag, machte Gilda zutraulich.

„Nie mehr“, drängte sie.

„Nichts.“

„Warum sind Sie von ihm fort?“

Alexander glaubte einen ganz leisen Vorwurf herauszuhören, der etwa so klang wie: warum hast du jemanden verlassen, der dich nötig hatte.

Er erzählte Gilda, wie das gekommen war.

„Ja — aber Alexander —“, sie brach plötzlich ab, „verzeihen Sie, aber wie heißen Sie eigentlich?“

„Alexander, bitte, nur Alexander.“

„Glauben Sie nicht, daß man ihm helfen muß?“

„Das ist schwer“, sagte Alexander, „wie kann man helfen und wogegen?“

„Ja, wogegen?“

Vor seinem Auge entstand ein blonder Kopf, ein paar bunte Farben, ein Lächeln. Ein Magazinintellektuell. Und er sah in Gilda Donovans schönes klares Gesicht. Ganz behutsam faßte er ihre Hand und drückte einen leichten Kuß drauf.

„Wenn Sie es wünschen, werde ich zu Herrn Rouff gehen.“

„Wollen Sie das?“

„Für Sie tue ich es gerne“, sagte Alexander.

Ein paar Tage davor war es immerhin, bis Alexander den Weg zu Rouff antrat. Es kam ihm auf einmal sinnlos und aufdringlich vor, sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angingen. Oder war es Pflicht? Aber was hatte ein entlassener Diener für ein Recht dazu?

Bei Rouff hatte er erst einen kleinen Kampf zu bestehen, bis Frau Witt ging, um ihn zu melden. Alexander sah in dieser Zeit genug. Traurig, traurig war das ja, und er war vollkommen davon überzeugt, daß an alledem dieses blöde kleine Frauenzimmer die Schuld trug. Eine andere Bezeichnung konnte er beim besten Willen nicht für Virginia Kerzhoven finden. Wie war das möglich, ein Mann wie Rouff! Es waren meist die besten, die an solchen Weibchen zugrunde gingen. Alexander bemühte sich vergeblich, in seiner Vergangenheit etwas ähnliches zu finden, wobei ihm trotz allem nicht einfiel, sich mit Rouff zu vergleichen. Wahrhaftig, solch einen Freund hätte er sich gewünscht. Ja — hätte —

Ach, die Vergangenheit war ebenso fern wie Rußland.

Frau Witt rief ihn von weitem an:

„Sie sollen reinkommen.“

„Wie originell Sie Besuch behandeln, liebe Dame“, sagte Alexander freundlich und ging an ihr vorbei.

Thomas Rouff saß am Schreibtisch. Er hatte allerlei Papiere vor sich, ohne daß er zu arbeiten schien. Er sah aus, als beuge eine unsichtbare Last seine Schultern nieder. Auf allen Möbeln lag eine Staubschicht, nirgends war eine Blume zu sehen. Es gab keine Verschönerung, die Wohnung war total verkommen. Schrecken und Trauer, die Alexander darüber empfand, waren nichts, verglichen mit dem Gefühl, das ihn überkam, als er Rouff ansah.

„Das freut mich sehr“, sagte Thomas. Er schüttelte Alexander die Hand.

„Sehr“, wiederholte er nochmals mit Nachdruck. „Ja, Sie sehen mich so an, ich bin sehr krank gewesen.“

Alexander, der im Geiste das „gewesen“ ausstrich, bemühte sich, einen unverfänglichen Ton zu finden.

„Sie nehmen mir das nicht übel, Herr Rouff, ich mußte einmal kommen. Ich hatte Sehnsucht, ja richtige Sehnsucht.“

Als er dies sagte, war er vollkommen davon überzeugt. Hastig fuhr er fort:

„Ich war eine ganze Zeit hier und — nun, man hatte sich doch gewöhnt.“

„Was war doch eigentlich, warum —“ Thomas brach seine Frage ab, er sagte nur unvermittelt:

„Schade.“

Da saßen sie nun beide in dem ungemütlichen Zimmer und wußten nicht recht, worüber sie sprechen sollten. Alexander erzählte von seiner Tätigkeit.

Dann gab er sich einen Ruck.

„Herr Rouff, ich möchte nicht fortgehen, ohne Ihnen zu sagen, daß Sie gute Freunde haben. Ich selbst zähle wohl kaum, aber ich traue neulich Frau Donovan. Ich soll Grüße bestellen. Sie nimmt großen Anteil an Ihnen. Sie ist eine Dame. Das ist viel. Mehr noch — sie ist ein Mensch.“

„Frau Donovan — Frau Donovan“, Rouff suchte in seinem Gedächtnis.

„Die schöne Frau — — —“

„Richtig, ja“, Rouff sagte es kurz und hart.

„Der Mann ist schon lange tot. Frau Donovan ist gewiß einsam.“

„Wir sind alle einsam.“

Was sollte Alexander noch sagen, ohne sich lästig zu machen?

Er stand auf und verbeugte sich mit ausgezeichneter Höflichkeit.

„Es war mir eine sehr große Freude, Herrn Rouff wieder gesehen zu haben.“

„Ich danke Ihnen. Sie kommen gewiß bald einmal wieder.“

Thomas stand auf. Bei dieser Gelegenheit konnte Alexander diesen fremden Herrn Rouff genau ansehen. Es waren nicht nur die vielen kleinen Äußerlichkeiten, die ihn veränderten.

„Auf Wiedersehen, Alexander. Entschuldigen Sie, daß ich Alexander zu Ihnen sage.“

„Das gehört sich so, Herr Rouff. Auf Wiedersehen.“

Es war nicht sicher, zu sagen, ob Frau Witt geläutet hatte. Jedenfalls sah es so aus. Jetzt stand sie mit den Händen auf dem Leib und sah Alexander unverschämte an.

„Sie dürfen mich hinauslassen und — ich möchte Ihnen etwas sagen.“ Alexander neigte sich etwas vor. „Sie sind die reizvollste Frau, die ich seit langem gesehen habe.“

Alexander schwang sich gleich auf den nächsten Omnibus und fuhr zu Frau Donovan. Das erste, was er zu ihr sagte, war:

„Es ist wundervoll hier, wundervoll.“

„Ja“, bestätigte Gilda einfach.

Sie bestand darauf, daß er den Mantel ablegte. Alexander konnte die leichte Besorgnis nicht beiseite schieben, daß man die glänzenden Stellen auf seinem blauen Anzug sehen würde.

„Sie trinken ein Glas Portwein mit mir“, bestimmte Frau Donovan, „sagen Sie nicht nein. Ich brauche das, wenn ich feige bin. Und jetzt bin ich feige, denn ich spüre, daß es nichts Gutes ist, was Sie mir von Rouff berichten.“

Alexander erzählte. Ein paarmal seufzte Gilda.

„Was kann man tun!“, sagte sie. „Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht finden Sie es sonderbar, daß ich mich in Dinge mische, die mich nichts angehen. Es ist sehr einfach. Ich habe Rouff geliebt vom ersten Augenblick an, als ich ihn sah. Sie können das ruhig wissen, ich sehe keinen Grund zum Schämen darin. Es ist wohl eine Nacht, gegen die wir nicht ankommen.“

Alexander beugte sich über Gildas Hand.

„Wir können nichts dagegen tun“, sagte er. Es konnte sich auf Rouff beziehen.

„Später“, sagte er dann, „gehe ich noch einmal zu ihm.“

Und er verabschiedete sich. Man hatte nichts erreicht, als eine Verbindung geschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Schneelast.

Schnee, Schnee, so silberweiß, liegt auf Ästen — das kleinste Reis trägt heute silberne Last. —

— Knurrend wuchtet der Eiche Ast ärgerlich auf und nieder. —

— „Drücke mir nicht die alten Glieder, wollen ruhn, wollen nicht tragen, erst in des Lenzes sonnigen Tagen dichtestes Blättergrün!“

— „Eiche höre, — mein still Bemühen gilt dich vor Frost zu hüten, daß dir selig Blätter und Blüten wonnig der Lenz erweckt, hab ich dich zugedeckt!“

— Und die Eichen, die wetteralten, fühlten der Gottheit heil'ges Walten, trugen selig auf Reis und Ast tief in Demut — silberne Last.

Geheimnisse der Langlebigkeit.

Warum genügen 70 Jahre nicht — Wie wird man 100 Jahre alt

Von Sir William Arbuthnot Lane.

Vorsitzender der Nationalen Gesundheitsgesellschaft.

Sind 70 Jahre, das dem Menschen zugestandene Durchschnittsalter, unter den modernen Lebensbedingungen zu wenig? Wir haben uns lange in dem Glauben gewiegt, daß die Dauer unseres Lebens ein für allemal festgelegt und jeder Versuch, diese Frist zu verlängern, frivol und phantastisch ist. Trotz Bernard Shaw's Warnung, daß „der Mensch nicht lange genug lebt“ und daß er „für alle Zwecke einer hochentwickelten Kultur bei seinem Tode ein reines Kind sei“, betrachten wir Hundertjährige als heimtückisch-würdige Naturwunder, die alle Freuden des Lebens hinter sich gelassen haben.

Im folgenden versuche ich den Nachweis zu führen, daß dies Unfug ist. Hohes Alter fürchtet man heute als eine Zeit von Leiden und Unzufriedenheit, voller Reue und Verzweiflung; und zwar deshalb, weil es in der Mehrzahl der Fälle unnatürlich früh und unter Krankheiten eintritt. Zu häufig beeinträchtigen Alterserscheinungen schon die Blütezeit des Lebens, nehmen ihm Jahre der Kraft und des Glühs im Austausch für solche voll Sorgen und Leiden. Es kann daher nicht überraschen, daß der Durchschnittsmensch dazu neigt, die Verlängerung des menschlichen Lebens einfach als eine solche des Alters anzusehen, mit all seinen körperlichen und geistigen Nachteilen — ein Gedanke, der ihm naturgemäß widersteht.

Nun darf man nicht übersehen, daß der Eintritt des Alters in geradem Verhältnis zu unserer Lebensweise in Jugend- und Reifejahren steht und weit hinausgeschoben werden kann, wenn wir uns peinlich genau an die Grundgesetze der Gesundheit halten. Verlängerte Lebensdauer bedeutet so viel wie Abertölpelung des Alters; sie ist ein Geschenk des Lebens, das wir erstreben und hoch einschätzen sollten. Wer will heute, wo Wissen und Kenntnisse geradezu stürmische Fortschritte machen, leugnen, daß wir, um Vorteil daraus zu ziehen, einige Lebensjahre mehr brauchen? Es ist nicht leicht, mit dem geistigen und künstlerischen Tempo der Zeit Schritt zu halten. Das zwanzigste Jahrhundert hat durch seine Leistungen in Wissenschaft und Kultur den Bereich unserer Betätigung in Beruf und Gesellschaft erweitert. Sie hat uns mehr und verschiedenartige Vergnügungen verschafft und das Leben in mancher Hinsicht lebenswerter gestaltet. Zugleich stellt der Wettbewerb auf allen Gebieten scharfe Anforderungen an Intelligenz und Tüchtigkeit und macht das Erreichen ehrgeiziger Ziele schwerer als in der Vergangenheit. Wie oft sagen wir, unsere Tage seien zu kurz? Reinen wir damit nicht in Wahrheit, daß unserer Jahre zu wenig sind? Wir tun heute tiefe Bünde aus der Quelle des Lebens. Wir müssen unsere Lebensdauer steigern. Wie sollen wir das anfangen?

Liegt, abgesehen von erblichen Krankheiten und Unfällen, irgend ein Grund vor, warum nicht jeder von uns 100 Jahre alt werden kann? Die Lebensdauer im Tier- und Pflanzenreich schwankt von wenigen Stunden (bei gewissen Insekten) bis zu Jahrtausenden (Riesensequoia-Bäume in Kalifornien). Schildkröten, Papageien und Schwäne sind als langlebig bekannt, während die heiligen Krokodile in Indien wahrscheinlich länger als ein Jahrhundert leben. Beim Menschen schwankt die Lebensdauer recht beträchtlich je nach Rasse und Klima. Aus einer kürzlich in Bulgarien abgehaltenen Volkszählung ergab sich, daß 158 Hundertjährige vorhanden waren — alles Bauern aus den rauhen Gebirgsbezirken —, von denen 95 Prozent ihr Leben lang Vegetarier gewesen waren und große Mengen Joghurt getrunken hatten, während nur zwei Prozent regelmäßig Fleisch aßen.

Es liegen unwiderlegliche Beweise für die Annahme vor, daß der Eintritt des Alters durch Absorbierung von Fäulnisprodukten aus dem Dickdarm beschleunigt wird. Der Gedanke stammt von Mentschnikoff, der darauf hinwies, daß die Fäulniskeime durch bestimmte, in saurer Milch vorkommende Milchsäurekeime erzeugt und beseitigt werden könnten, wodurch der Fäulnisprozeß gehemmt und die Selbstvergiftung — der Hauptfaktor bei dem Absterben der Gewebe im Alter — aufgehoben würde. Die Arbeiten Carrel's, des französischen Arztes und Nobelpreisträgers, haben diese Theorie in schlagender Weise bestätigt. Er wies nach, daß ein einfach konstruierter lebender Organismus praktisch die Unsterblichkeit erreichen kann, vorausgesetzt, daß er die geeignete Nahrung erhält und Abfallprodukte entfernt werden.

Ich habe mich gelegentlich bemüht zu zeigen, daß Verstopfung gewisse Strukturänderungen des Darms hervorruft, die unmittelbare Vorläufer von Krankheiten sind, und daß die Stagnation des Darminhalts zur Selbstvergiftung führt, welche die Lebensfähigkeit aller Körperzellen, vornehmlich auch wichtiger Drüsen, herabsetzt. Erfahrung und Beobachtung haben bewiesen, daß Mangel an den Absonderungen dieser Organe den sogenannten Hormonen, den Eintritt des Alters beschleunigt und das Leben verkürzt. Umgekehrt hat Boronof nachgewiesen, daß die Ein-

pflanzung von Geschlechtsdrüsen eines Affen oder jungen Menschen — wodurch eine neue Quelle für die notwendigen Drüsenabsonderungen geschaffen wird — gealterten Körperzellen vorübergehend neue Lebenskraft verleiht und zu einer gewissen Verjüngung führt.

Damit haben wir einen wichtigen Schlüssel bezüglich der Frage der Langlebigkeit erhalten. Berücksichtigen wir, daß Selbstvergiftung zur Zerstörung der Gewebe führt und daß Hirten- und Bergvölker, die eine grobe, naturgemäße Kost haben und viel Milch trinken, offensichtlich lange leben, so haben wir unwiderleglichen Grund zur Annahme, daß die Lebensdauer hauptsächlich von der Ernährung und der Wirksamkeit der Darmtätigkeit abhängt. Darin liegt eine weitere Rechtfertigung der neuen, auf eine Ernährungsreform abzielenden Gesundheitspolitik. Verlängerte Lebensdauer ist, wie wir behaupteten, eine sehr erstrebenswerte Notwendigkeit für das moderne Leben, und während eine Verjüngungsoperation nur auf künstlichem Wege und ein paar Jahre mehr schenken kann, liegt eine natürliche Lebensverlängerung im Bereich eines jeden; und zwar durch Annahme einer Ernährungsweise, die Stagnation und Fäulnis im Dickdarm verhindert, und, was kaum noch zu erwähnen nötig sein sollte, durch Beachtung der Gesundheitsgesetze in Hinblick auf frische Luft, Sonne und Körperbewegung.

Die Zeit wird kommen, wo Hundertjährige nicht länger als weiße Raben gelten werden. Henry Ford hat kürzlich seine Absicht kundgetan, hundert Jahre alt zu werden und sich und der Menschheit bis zu seinem 85. Lebensjahre von Nutzen sein zu wollen. Professor Gueniot, der älteste französische Arzt, der kürzlich seinen 98. Geburtstag feierte, ist der Ansicht, daß jeder normal Gebaute 100 Jahre oder mehr erreichen könne. Beide erklären, daß die meisten Menschen zu viel äßen, vor allem zu viel Fleisch, und beide schwören auf ein einfaches Leben. „Der Mensch stirbt in der Regel keines natürlichen Todes, sondern er tötet sich durch allmähliche Vergiftung“, behauptet Professor Gueniot. Das ist die Schrift an der Wand für alle, die gern in Gesundheit 100 Jahre alt werden möchten.

Welt u. Wissen

Tiere als Pflanze. Ein undurchdringliches Dickicht von Brombeerranken, Waldhimbeeren, Wildrosenbüschen, Holunder, Weibdornen, Heidelbeersträuchern und Schlehen hemmt unsere Schritte. Der am Rande dieses wilden Gebüsches vorbeiführende und in ein Felsenloch einmündende Wildpaß gibt uns Aufklärung über diese nicht alltägliche Pflanzenwelt. Wir erkennen in dem Pflanze die Abbildung der langen Grabklauen des Dachs. Das Tier hat dieses Buschwerk angepflanzt, indem es hier seine „Lagerung“ abzugeben pflegte, mit denen reichliche unverdaute Samen der Pflanzennahrung ausgesät wurden. Viele Pflanzensiedlungen entwickeln sich aus der Lagerung von Säugtieren und Vögeln, ja selbst von Fischen. Die Samen widerstehen oft der Verdauung im Tiermagen, oder aber ihre Schale wird durch jene gelodert und die Keimfähigkeit auf diese Weise erhöht. Der Kot, in dem sie auf den Erdboden gelangen, dient als Düngung. Auch verstreuen geflügelte Ameisen, Eichhörnchen, Kleiber, Spechte, Stare, Elstern, Fäher, Meisen, Drosseln manche Eichel oder Buchel und sonstige Früchte wie Kerne in Erdböckern, Baumhöhlen, Felsenspalten, unter Moos und anderswo, um sie später zu verzehren. Sehr oft finden sie ihre Verstecke nicht wieder; oder sie vergessen sie über anderem Futter. Infolgedessen können ganze Anpflanzungen auf die Einsätze von Vögeln zurückgeführt werden. Manche Tiere verschleppen in ihrem Balge flebrige Pflänzchen oder deren Samen, wie z. B. Wildenten die Leichlinfen. Die Mistel, eine typische Schmarotzerpflanze, wird durch die nach ihr benannte Misteldrossel (oder durch andere Drosseln) auf Baumäste verpflanzt. Die einen sagen durch die Exkremente, andere behaupten, die Drosseln speien die Mistelsamen aus dem Kropfe als Gewölle aus. Die Tätigkeit der Tiere als Pflanze hat in gewissen Fällen sogar kulturgeschichtlichen Wert. Es steht z. B. fest, daß die Verbreitung des Weinstocks zum Teil auf die Tätigkeit der Vögel zurückzuführen ist.

W. S.

Scherz und Spott

Probates Mittel. „Wie passen Sie denn auf Ihren Mann auf, wenn Sie verreisen?“ — „Ich lasse ihm das Baby zu Hause.“

Eheresultat. „Nun, ist Hilde eine gute Frau geworden?“ — „Das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß sie aus ihm einen sehr guten Ehemann gemacht hat.“



Kultur der Mahlzeiten.

Ein Ausschnitt aus dem Aufgabengebiet der Frau.

Eigentlich ist es doch schrecklich, daß das Essen und was damit zusammenhängt, eine so große Rolle im Leben der Hausfrau spielt, nicht wahr? Wenn sie morgens früh erwacht, dann muß sich einer ihrer ersten Gedanken gleich um diesen Punkt drehen, nämlich die Bereitung des Frühstücks. Und so geht es den ganzen Tag weiter: Kaum ist der Morgentaffee erledigt, heißt es an die Vorbereitung der Mittagsmahlzeit gehen; bald darauf rüstet die Hausfrau alles zum Nachmittagskaffee, der gewöhnlich noch die unangenehme Eigentümlichkeit hat, von den verschiedenen Familienmitgliedern zu verschiedenen Zeiten angenommen zu werden. Oder es kommen Kaffeegäste, was erneute oder vermehrte Vorbereitungen zur Folge hat. Ist der Kaffee überstanden, dann heißt es wieder ans Abendbrot denken. „Ach Gott“, seufzte neulich eine vielgeplagte Hausfrau, „wie viel Mühseliges und Schönes könnte man vollbringen, wenn man seine Gedanken und seine Hände nicht immer mit der ewigen „Futterei“ beschäftigen müßte!“

Nun weiß man ja, daß diese zwar oft recht unliebsame Aufgabe doch zugleich eine der wichtigsten ist, die es in unserem Tätigkeitsbereich zu erfüllen gibt. Vom hygienischen, vom volkswirtschaftlichen, nicht zuletzt auch vom seelischen Standpunkt aus (nämlich im Hinblick auf ungetrübtes Eheglück!) ist es von großer Bedeutung, wie und was die Hausfrau kocht oder zubereitet. Und so unterzieht man sich dieser Aufgabe bisweilen zwar murrend, im großen Ganzen aber doch stets mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Sorgsamkeit. Wie froh ist man, wenn dann glücklich wieder einmal alles auf dem Tisch steht, und die Familienmitglieder „die Hände zum lecker bereiteten Mahle“ erheben, wie es beim seligen Homer so schön heißt. Aber nun kommt noch eine weitere Aufgabe für die vielgeplagte Hausfrau: sie soll nicht nur für gute, reichliche, gesundheitsgemäße, schmackhafte und doch sparsame Mahlzeiten sorgen — sie soll darüber hinaus auch noch auf die Kultur der Mahlzeiten achten, nicht nur auf die Zubereitung, sondern auch auf die Darbietung der Gerichte, auf Tischzeug, Geschirr, Tafelschmuck aber nicht nur das, sondern auch auf die Gewohnheiten und das Verhalten beim Einnehmen dieser Mahlzeiten bei sich selber und auch bei den Ihren, zum allermindesten bei den Kindern.

Ist das nicht etwas reichlich viel verlangt? Sicher! Aber die Beobachtung der verschiedenen Vorschriften, die zur Kultur der Mahlzeiten gehören, ist nahezu ebenso wichtig, wie diese Mahlzeiten selber, und darum darf sich die Hausfrau nicht vor diesem letzten Teil, der Vollendung ihrer Aufgabe, drücken.

„Kultur der Mahlzeiten! Schnid-Schnad! Das ist was für reiche Leute, die sich einen Haufen Dienstpersonal halten können!“ so denkt jetzt vielleicht manche Hausfrau. „Wenn man alles selber tun muß, Kochen, Tischdecken, Abräumen, Abwaschen — dann hat man weder Lust noch Zeit, große Umstände zu machen, und sie sind ja auch wirklich überflüssig! Die Hauptsache: bei mir wird gut gekocht! Das genügt! Im übrigen sind wir einfache Leute und die sogenannte „Kultur der Tafel“, überflüssiges Drum und Dran zu den Mahlzeiten, wollen wir den Nichtstuern überlassen!“

Sie lachen? Ja, aber es ist wirklich wahr, oft schon habe ich diese oder eine ähnliche Antwort bekommen, wenn ich einer vortrefflichen und gewissenhaften Familienmutter etwas von der „Kultur der Tafel“ erzählen wollte. — Wir neigen in Deutschland ziemlich häufig dazu, die äußere Aufmachung als etwas Überflüssiges und im Grunde Betrachtenswerthes zu betrachten, aber vielleicht kommt gerade daher jene gewisse Ungehidlichkeit, Blödigkeit und Ungehobelt, an der man uns im Ausland so leicht erkennt. Gewiß, es genügt, wenn man sorgfältig zubereitete Mahlzeiten sauber und ordentlich aufträgt, und wenn die Familienmitglieder sich mit gewaschenen Händen zu Tische setzen. Aber die Leichtigkeit und Gewandtheit sogenannter „auter Manieren“ erwirbt man nur durch ständige Übung, nur dann, wenn sie einem zur Gewohnheit geworden, sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Und es ist deshalb gut, daß die Kinder frühzeitig lernen, wie man sich zu Tische setzt und wie man aufsteht, wie man Besten und Gerichte und doch natürlich handhabt, wie man sich Speisen zu-reicht, oder wie man sich von zugereichten Schüsseln bedient, und vieles andere mehr. Wenn es aber daheim immer nur

üblich gewesen ist, die Mahlzeiten so „künstlich“ wie möglich einzunehmen, dann kann man diese Sicherheit, die man bestimmt oft im Leben brauchen wird, nicht erwerben. Es ist für den Hausvater vielleicht bequemer, sich in der Haus-jade oder gar in Hemdsärmeln und Pantoffeln zu Tische zu setzen, aber wenn er sieht, daß auch seine Ehe liebste schnell noch vor Tische die Küchenschürze abbindet, das Hauskleid mit der Nachmittagsbluse vertauscht und ein Blumentöpfchen oder eine Schale mit Tannenzweigen als Schmuck auf den Tisch stellt, dann wird er das Gefühl haben, daß es sich doch um ein bißchen festliche Angelegenheit handelt, und vielleicht wird er es zuletzt doch auch hübscher finden, sich in voller Toilette zu Tische zu setzen. Wieder ein Schritt weiter zur Kultur der Mahlzeiten! Es ist sicher einfacher und an sich auch genügend, wenn man die Suppe gleich im Kochtopf auf den Tisch bringt, wenn der Sockel sich in einer henkellosen Tasse befindet, wenn man die Büchsenkonserven gleich aus der blechernen Umhüllung auf die Teller tut, und wenn man versprungene oder sonstwie beschädigte Töpfe, Schüsseln und Tassen „als gut genug für alle Tage“ benutzt. Aber mit all diesen Dingen macht man sich auch den Alltag unnötig grau und langweilig! Es kostet nicht mehr Geld und kaum nennenswertes Mehr an Arbeit, wenn man an einem hübsch gedeckten Tisch die einfachen Speisen nett angerichtet verzehrt und sich bei dieser Gelegenheit selber ein wenig festlich anzieht und — gebärdet! Es bewahrt einen vorm hoffnungslosen Versinken im „Philistertum“, in der „Kochtopf-atmosphäre“ und es gibt unseren Kindern jenes undefinierbare und doch so wertvolle Etwas mit ins Leben, das wir „gute Kinderstube“ nennen und das eben doch nichts weiter ist, als ererbte Kultur.

Kleine Urfrage — große Wirkung! Nicht wahr? An der Art, wie jemand zu essen gewohnt ist, kann man sehen, wer er ist, d. h. woher er stammt, aus einem Hause mit Kultur oder nicht. — Darum, liebe Hausfrau und Mutter, laß dich die Mühe nicht verdrießen: Nimm auch dies noch mit in deinen Aufgabekreis und pflege in deinem Hause die Kultur der Mahlzeiten! In a Wolkers.

Erprobt — probieren Sie es auch!

Verjazzene Speisen bereitet man von dem überflüssigen Salzgehalt, wenn man einen neuen gutgebrühten Schwamm (keinen Gummischwamm) mitkochen läßt. Ebenso soll ein silberner Löffel, der dem Gericht beim Kochen beigelegt wird, den Speisen den überflüssigen Salzgehalt nehmen.

Das Anbrennen der Milch. Der Kochtopf, in welchem die Milch gekocht wird, soll vorher mit einer Speckschwarte gründlich ausgerieben werden. Der Geschmack der Speckschwarte ist in der Milch nicht zu spüren. Durch diese Behandlung vermeidet man das Anfehen der Milchteilchen an dem Boden des Gefäßes.

Wenn man Nägel einschlagen will. Meistens verbiegen sich die Nägel, wenn man sie einschlagen will, und außerdem splittert sich auch leicht das Holz. Beides kann man verhindern, wenn man die Nägel heiß macht und dann vorsichtig einschlägt. Die Nägel können sogar zum Glätten gebracht werden.

Um den Ausguss geruchlos zu erhalten. Nur zu leicht bekommt selbst ein sauber gehaltener Ausguss zu Beginn der warmen Jahreszeit einen üblen Geruch, der von den Fettablagerungen im Rohr herrührt. Um ihn davon zu befreien, lege man täglich ein größeres Stück Soda in den Ausguss. Durch das darüber laufende Wasser wird die Soda aufgelöst, Fettablagerungen verschwinden, der Ausguss bleibt stets geruchlos.

Fliegen von frischem Fleisch fernzuhalten. Die unangenehmen Fliegen vertreibt man von dem Fleisch, indem man es mit etwas Lorbeeröl einreibt. Vor dem Kochen wird das Fleisch abgewaschen und damit verschwindet auch der leichte Duft des Lorbeeröls.

Bobachs Masken-Album, ein Vorbote des Karnevals, ist im Umfang von 32 Seiten, darunter 8 farbige, mit über 120 Kostümen erschienen. Phantasielose, wohl die beliebtesten für den Karneval, sind in großer Anzahl wiedergegeben, aber auch Kostüme anderer Art sind reichlich abgebildet. Vier farbige Tafeln zeigen außerdem, wie man sich das ganz individuelle Kostüm farbig durch Stoffmalen selbst entwirft. Nicht zu vergessen sind die vielfältigen Kostüme für Kinder.